

Liao Yiwu

2012

Reden anlässlich der Verleihung des
Friedenspreises des Deutschen Buchhandels 2012

Sansal 2011
Grossman 2010
Magris 2009
Kiefer 2008
Friedländer 2007
Lepenies 2006
Pamuk 2005
Esterházy 2004
Sontag 2003
Achebe 2002
Habermas 2001
Djebar 2000
Stern 1999
Walsler 1998
Kemal 1997
Vargas Llosa 1996
Schimmel 1995
Semprún 1994
Schorlemmer 1993
Oz 1992
Konrád 1991
Dedecius 1990
Havel 1989
Lenz 1988
Jonas 1987
Bartoszewski 1986
Kollek 1985
Paz 1984
Sperber 1983
Kennan 1982
Kopelew 1981
Cardenal 1980
Menuhin 1979
Lindgren 1978
Kołakowski 1977
Frisch 1976
Grosser 1975
Frère Roger 1974
The Club of Rome 1973
Korczak 1972
Dönhoff 1971
Myrdal 1970
Mitscherlich 1969
Senghor 1968
Bloch 1967
Bea/Visser 't Hooft 1966
Sachs 1965
Marcel 1964
Weizsäcker 1963
Tillich 1962
Radhakrishnan 1961
Gollancz 1960
Heuss 1959
Jaspers 1958
Wilder 1957
Schneider 1956
Hesse 1955
Burckhardt 1954
Buber 1953
Guardini 1952
Schweitzer 1951
Tau 1950

Gottfried Honnefelder, Vorsteher des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels

Grußwort

Seine eigene Stimme zu finden ist für den Menschen von elementarer Bedeutung. Denn so etwas geschieht nicht von selbst. Nur wenn das Kind mit seinem Namen angesprochen wird, beginnt es sich als Ich zu begreifen und über die Selbstbezeichnung die eigene Identität zu finden. Und erst in dem Maß, in dem der Heranwachsende seine Sprache findet, gewinnt er die Möglichkeit, zu dem um sich selbst wissenden Autor seiner, nämlich einer eigenen Lebensgeschichte zu werden.

Es ist die Sprache, die den Menschen seine eigene Herkunft begreifen und ihn sein eigenes Leben führen lässt. Nur wenn Menschen einander sprechend begegnen und sich voreinander zum Ausdruck bringen können, beginnt wechselseitiges Verstehen und damit eine der wichtigsten Bedingungen von Frieden.

*

Um die eigene Stimme zu finden und ein unverwechselbares Leben zu führen, braucht es freilich mehr als nur die gegenseitige Ansprache. Es sind die Geschichten und Gedichte, die Erzählungen und Legenden, die Mythen und die Offenbarungstexte, die uns eine Sprache erschließen, die mehr ist als der unmittelbare Ausdruck von Bedürfnissen und Wünschen. Sie enthalten einen Reichtum, der uns erst die Fülle dessen entdecken lässt, was Menschsein bedeutet, die uns Andersheit und Gemeinsamkeit vor Augen führt und uns mit der eigenen kontingenten Herkunft vertraut macht.

Mehr als alles andere ist es die Sprache der Schriftsteller und Dichter, die den Bann des Gegebenen sprengt, die der Gegenwart Vergangenheit gibt, sie für die Zukunft öffnet, Fantasie freisetzt und Kritik möglich macht. Eine solche Sprache kann freilich höchst schmerzlich sein und bis in die letzten Tiefen reichen, wenn sie Wahrheiten in Erinnerung ruft, von denen wir betroffen fragen, wie wir mit ihnen angesichts unserer hier und heute eingegangenen Kompromisse umgehen sollen.

Es kann daher nicht verwundern, dass sich unter den Trägern des vom Börsenverein verliehenen Friedenspreises so viele Dichter und

Schriftsteller finden. Nicht in erster Linie der literarische Rang ihres Werkes führt zu ihrer Ehrung – um diesen Rang geht es, wenn der Börsenverein nun schon zum achten Mal den Deutschen Buchpreis verleiht. Es ist die vom Werk eines Schriftstellers ausgehende Frieden ermöglichende Kraft, die Anlass zur Verleihung des Friedenspreises ist, wobei künstlerischer Rang und befreiende Kraft eines schriftstellerischen Werkes natürlich eng zusammenhängen.

Selbstredend ist die befreiende Kraft, die durch die Sprache ermöglicht wird, nicht auf die Sprache des Dichters beschränkt. Wann immer das »richtige« Wort gefunden wird – und das ist allemal das Wort, das ins Freie führt, das nicht einschüchtert, abgrenzt, verurteilt oder gar vernichtet, sondern das zum Eigenen ermutigt, den anderen anerkennen lässt und es möglich macht, sich selbst und die anderen zu verstehen –, da wird auch Raum für Frieden gewonnen. Und wo immer das geschieht, hat der Börsenverein Grund genug gesehen, solchen Worten durch die Verleihung des Friedenspreises Nachdruck zu verschaffen.

Von Anfang an hat der Börsenverein es als eine mit der von ihm gehandelten Ware, nämlich dem geschriebenen und gedruckten Wort, verbundenen Berufung verstanden, den Menschen den Zugang zum Medium der Sprache zu erleichtern – von den großen Verlagen bis zur kleinen Buchhandlung vor Ort, von den kleinen Verlagen bis zur großen Buchhandlung in den Städten. Und kaum eine andere Aktivität des Börsenvereins macht so deutlich, dass diese Berufung eine alle Mitglieder des Börsenvereins verbindende Intention bleiben muss, wie der Friedenspreis. Denn die Aufsplitterung der Medien des geschriebenen Wortes steht in der Gefahr, eine Aufsplitterung der Märkte nach sich zu ziehen, deren bequeme Virtualität am Ende mit dem Preis verbunden ist, die im Gespräch mit dem einzelnen Leser bestehende konkrete Vermittlungskultur vor Ort zu verspielen – ein Preis, der nicht nur den Börsenverein seine »Seele«, sondern die Sprachkultur ein wichtiges Kommunikationsband verlieren lässt.

Wie sehr das Wort des Dichters dem noch stummen Gegenüber zur eigenen Stimme zu verhelfen vermag, zeigt sich vor allem dann, wenn die gesellschaftlichen oder politischen Umstände dem Menschen die eigene Stimme verweigern oder sie zum Schweigen bringen. Dann wird das Wort zu einem buchstäblichen Werk der Befreiung, weil es an das erinnert, was Menschsein allererst ermöglicht.

Einen Dichter, der dies auf eine ebenso wirksame wie die eigene Freiheit kostende Weise getan hat, dürfen wir heute mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 2012 ehren: Liao Yiwu.

*

Zu Recht ist er bekannt geworden durch Interviews mit »Menschen am unteren Rand der Gesellschaft«. Liao Yiwu gelingt es in diesen Texten, die durch Schicksal, Not und Unterdrückung bedingte Stummheit seiner Gesprächspartner zu sprengen und Menschen hörbar zu machen, die sonst ohne Stimme blieben.

Wer da die anderen angesprochen und befragt hat, hat selbst seine Stimme erst auf einem höchst leidvollen Weg finden müssen. Ohne näheren Zugang zur Bildung zu haben, beginnt er Gedichte zu schreiben. Und unter ihnen ist »Massaker«, das Gedicht, in dem er 1989 in der Nacht, bevor es geschieht, wie ein Seher die gewaltsame Niederschlagung der Demonstration auf dem Platz des Himmlischen Friedens in Peking beschreibt. Es verbreitet sich wie ein Lauffeuer. Und es folgen vier Jahre Gefängnis, von denen er später sagt: »Alles, was ich habe, sind diese vier Jahre Gefängnis. Das entspricht einem abgeschlossenen Bachelor-Studium.«

Die Gefängnisjahre nehmen ihm alles, die Familie, die Freunde, eine Karriere – was ihm

bleibt, ist die Flöte, mit der er sich im Anschluss an die Gefängniszeit auf der Straße den Unterhalt verdient. Zum ersten Mal erhält er 2009 einen Reisepass, darf aber trotzdem der Einladung zur Frankfurter Buchmesse nicht folgen. Die Niederschrift der Erinnerungen an seine Gefängnisjahre muss er zweimal neu schreiben, weil die ersten beiden Fassungen konfisziert werden. Bis er schließlich für den Fall der Veröffentlichung nach Androhung einer Gefängnisstrafe durch Flucht ins Exil die dritte Version publizieren kann: In Deutschland erscheint 2011 »Für ein Lied und hundert Lieder«.

*

Ein Friedenspreis ist allemal Verpflichtung. Das gilt auch für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Für den Börsenverein ist es deshalb mehr als eine Freude, mit Liao Yiwu einen – im wahrsten Sinne des Wortes – »Volksschriftsteller« ehren zu können, der unerschrocken und sprachmächtig den unter Repression und Unterdrückung leidenden Menschen seines Volkes zu einer Stimme verholfen hat. Es verstärkt unsere Freude, dass er die Ehrung durch den Friedenspreis im Rahmen seines Aufenthaltes in Deutschland entgegennehmen kann. Denn damit wird die Stimme Chinas auf eine Weise hörbar, die wir uns so gern schon bei der dem Gastland China gewidmeten Frankfurter Buchmesse 2009 gewünscht hätten.

Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels betrachtet es als eine Ehre und zugleich als eine Verpflichtung, Liao Yiwu den Friedenspreis 2012 überreichen zu dürfen.

Peter Feldmann, Oberbürgermeister der Stadt Frankfurt am Main

Grußwort

Ich kann mir keine glücklichere Wahl vorstellen und bin dankbar, dass Liao Yiwu als freier Mann diese große Auszeichnung persönlich entgegennehmen kann. Lieber Preisträger, dass Ihnen der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verliehen wird, belegt eindrucksvoll, dass Worte die Welt verändern können. Mit Worten kann man bezaubern. Mit Worten kann man Harmonie stiften. Mit Worten kann man aber auch Unrecht geißeln und dokumentieren. Worte haben Wirkungen! Die Kunst, so Friedrich Schiller, ist eine Tochter der Freiheit. In diesem Sinne haben Sie uns Ihre Kunst geschenkt. Wir feiern Sie heute nicht als Politiker, sondern als einen wunderbaren Künstler, dem ich vor allem eines wünsche: Leser. Viele. In jedem Land der Welt.

*

Der traditionell am letzten Tag der Frankfurter Buchmesse verliehene Friedenspreis ist ein herausragendes Symbol für Freiheit und Menschenwürde. Jeden Oktober blickt die ganze literarische Welt auf unsere Stadt. Der jährliche Festakt dieser Preisverleihung war für mich als Frankfurter schon immer eine berührende Feierstunde der Demokratie und der Kultur.

Er steht für eine Stadt, die durchdrungen ist von Kunst und Kultur, der die Pflege des kulturellen Erbes keine Pflicht oder gar Last, sondern Freude und allertiefstes Bedürfnis ist. Und er passt zu einer Stadt, die durchdrungen ist vom

Geist der Demokratie. Deshalb sind wir Frankfurter stolz darauf, dass der Friedenspreis in der Paulskirche verliehen wird, der Wiege der deutschen Demokratie. Erst vor wenigen Tagen haben wir hier den Tag der Deutschen Einheit gefeiert, und damit das, was der ersten deutschen Nationalversammlung versagt blieb: Freiheit und Demokratie für alle Bürgerinnen und Bürger unseres Landes.

Frankfurt ist die Stadt von Adorno, von Goethe und Sitz der Deutschen Nationalbibliothek, der Hüterin des Buches. In Frankfurt sind die Seismografen der wirtschaftlichen und technischen Weiterentwicklung des Buches zu Hause: der Börsenverein und die Buchmesse.

*

Die Buchmesse bewegt sich jedes Jahr aufs Neue auf einem sehr schmalen Grat: zwischen Kultur und Kommerz, zwischen Geld und Geist. Die letzten Tage haben wieder einmal eindrucksvoll gezeigt: Diese Reibung ist produktiv. Allen Krisenszenarien der Branche zum Trotz: Auch in diesem Jahr leisten wir mit dieser großen Feierstunde einen Tribut an die Freiheit des Wortes. Ich bin sehr stolz darauf, als Oberbürgermeister der Buchstadt Frankfurt die Botschaft aussenden zu können, dass der Buchmarkt sich seiner Verantwortung als bedeutender Kulturträger bewusst ist und diese Verantwortung mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels an Liao Yiwu eindrucksvoll einlöst.

Felicitas von Lovenberg

Laudatio

Mit seiner rasanten Entwicklung versetzt China die ganze Welt in Erstaunen. Das Reich der Mitte ist bienenfleißig, hypermodern und superreich. Aber ist uns China wirklich vertrauter, seitdem dort die gleichen Autos wie bei uns herumfahren, dieselben Modemarken begehrt sind und alle das Internet benutzen? Wissen wir mehr über die Heimat von 1,4 Milliarden Menschen, weil sich das Leben in den chinesischen Großstädten dem in unseren Metropolen äußerlich stark angenähert hat? Und beweist es unsere kulturelle Aufgeschlossenheit, wenn wir Feng Shui in unseren Büroräumen praktizieren und das Essen mit Stäbchen inzwischen einigermaßen beherrschen?

Man könnte erwarten, dass ich hier stehe, um Ihnen zu erzählen, dass Liao Yiwu ein Brückenbauer ist, der uns das unbekannte China näherbringt, weil er in seinem Werk all die großen Unterschiede viel kleiner aussehen lässt. Aber das stimmt nicht. Eher ist das Gegenteil der Fall: Liao Yiwu gewährt uns mit seiner eigenen Biographie und den zahlreichen Porträts seiner Bücher einen ernüchternden, ja verstörenden Blick hinter die Fassade des großen Landes. Der Kontrast zwischen dem Alltag der untersten Gesellschaftsschichten und unserer Wahrnehmung des modernen China könnte nicht größer sein.

*

Wie leicht sagt sich, einem Autor sei keine menschliche Regung fremd. In diesem Fall aber trifft es tatsächlich zu. Denn wenn Liao Yiwu fundamentale Empfindungen schildert, Hunger, Schmerz, Angst oder Einsamkeit, dann befähigt ihn dazu nicht allein schriftstellerische Empathie, sondern bitterste eigene Erfahrung. Dieser Autor muss nichts erfinden, nichts hinzudichten, nichts übertreiben, um Ungerechtigkeit, Erniedrigung und Folter heraufzubeschwören. Dabei bleibt sein Wille, Zeugnis abzulegen, nicht auf sein persönliches Schicksal beschränkt. Liao Yiwu beschreibt die chinesische Gesellschaft ebenso aus den Augen jener, deren Stimmen sonst öffentlich nie zu vernehmen sind: Rikschafahrer, Leichenwäscher, Kleinkriminelle, Bettler, Kloputzer, Barmädchen, Mönche, Stra-

ßenmusiker. Es sind Schicksale, die auf Chinas Weg aus der jahrtausendealten Geschichte und Tradition ins 21. Jahrhundert unter die Räder geraten sind.

In seinem neuen, soeben erschienenen Buch „Die Kugel und das Opium“ zeigt der Autor uns das Land aus der Perspektive jener, die den Verliesen entronnen sind – so wie er selbst. Dazu legt der Chronist niemandem etwas in den Mund, sondern er lässt die Menschen selbst auf ihre je unverwechselbare Weise zu Wort kommen. Aber damit deren Aussagen für sich sprechen können, müssen sie zunächst zur Sprache gebracht werden: Es ist eine Poetik der Wahrhaftigkeit, der Liao Yiwu sich verpflichtet fühlt, eine zu Literatur verdichtete *oral history* Chinas. Dass dieser Dichter, der sich selbst mitunter als das „Aufnahmegerät der Zeit“ bezeichnet hat, indes noch mehr ist als ein genauer Zuhörer mit einem phänomenalen Gedächtnis, beweist sein Hauptwerk. „Für ein Lied und hundert Lieder“ ist der gewaltige Abenteuerroman von einem, den man einsperrte, das Fürchten zu lernen. Und der, seit er das Gefängnis verließ, den Spieß umgedreht hat und mit seinen Büchern die chinesischen Behörden herausfordert.

Aus deren Sicht geriet der Dichter unwiderfürlich auf den falschen Weg, als er am 4. Juni 1989, dem Tag des Blutbads auf dem Tian'anmen Platz, sein Gedicht „Massaker“ in Umlauf brachte. Liao Yiwu hatte es in der vorangegangenen Nacht wie im Rausch niedergeschrieben und es auf Band aufgenommen; visionär nehmen seine Verse das Blutbad vorweg, das wenige Stunden später stattfand, als das Militär den Studentendemonstrationen auf dem Platz des Himmlischen Friedens gewaltsam ein Ende machte. Das hochexpressionistische Poem ist, wie alle Gedichte Liao Yiwus, leicht verständlich; die Qual und das Entsetzen, von denen es zeugt, teilen sich unmittelbar mit – zu Recht ist „Massaker“ in seiner Wirkung und Bedeutung immer wieder mit der „Todesfuge“ Paul Celans verglichen worden. Das Gedicht, das Liao Yiwu beinahe das Leben kostete und ihn auf die Bühne der Weltliteratur katapultierte, war nicht zuletzt die vehemente Antwort eines jungen Avantgarde-Dichters, der mit Politik bis dahin

nichts im Sinn hatte, auf den Vorwurf eines kanadischen Freundes, er liebe weder sein Land noch seine Landsleute.

Patriotismus wollten die Behörden in den Versen indes nicht erkennen; sie warfen Liao Yiwu wegen „Verbreitung konterrevolutionärer Propaganda“ ins Gefängnis. Als er nach vier Jahren und ebenso vielen verschiedenen Haftstationen entlassen wurde, verdingte sich Liao Yiwu als Straßenmusiker mit der Flöte, die er im Gefängnis zu spielen gelernt hatte. Und er setzte systematisch fort, was ihm während der Inhaftierung zur Überlebenshilfe geworden war: mit Menschen der untersten Gesellschaftsschichten zu reden. Diese Unterhaltungen, nachzulesen im Band „Fräulein Hallo und der Bauernkaiser“, ergeben ein eindringliches Porträt des nicht-globalisierten China, eine frappierende Gegengeschichte zur offiziellen Selbstdarstellung der Wirtschaftsmacht. Dass dieses Werk zunächst auch in seiner Heimat erscheinen durfte und starke Beachtung fand, bereuten die Behörden schnell; seither sind Liaos Werke in China offiziell nicht mehr zu haben. Im Untergrund aber sind sie Bestseller. Sein umfangreiches Erinnerungsbuch „Für ein Lied und hundert Lieder“ musste er ganze drei Mal neu schreiben, bevor es endlich im Ausland erscheinen konnte, weil das Manuskript immer wieder beschlagnahmt wurde. Insgesamt siebzehn Mal hat man ihm die Ausreise verweigert, besonders öffentlichkeitswirksam vor drei Jahren, als China Gastland der Frankfurter Buchmesse war. Inzwischen ist bereits die Nennung seines Namens in seinem Heimatland verboten.

*

China hat jene, die während und vor allem nach dem Massaker vom Tian'anmen Platz nicht den Mund gehalten haben, dorthin verbannt, wo es glaubte, auch Liao Yiwu mundtot machen zu können: an den Rand der Gesellschaft. Dort sollen diejenigen, die nach den körperlichen und seelischen Leiden ihrer Kerkerzeit noch immer nicht gebrochen sind, ihr Publikum wenigstens nur unter ihresgleichen finden. Denn nach der Haft, ob nach zwei, vier oder vierzehn Jahren, kehrt keiner in sein altes Leben zurück, wie die von Liao Yiwu unter größten Mühen heimlich geführten und in „Die Kugel und das Opium“ nun versammelten Gespräche belegen: Die meisten haben lediglich das kleine gegen das große Gefängnis eingetauscht, ihre Arbeit, ihre Ehe-

frauen und ihr Zuhause verloren; viele sind gezwungen, bei ihren alten Eltern einzuziehen und diesen auf der Tasche zu liegen, oder aber als Obdachlose durchs Land zu vagabundieren. Ihre Körper mögen den Henkern entronnen sein, doch was sie nun endgültig zu zermürben droht, ist die anhaltende Wirkungslosigkeit ihres Leids. Nicht nur, weil die Erwartung, dass die Widerständler vom 4. Juni eines Tages rehabilitiert und entschädigt würden, sich bis heute nicht erfüllt hat. Sondern weil niemand den sogenannten „Rowdies“ vom 4. Juni Aufmerksamkeit schenkt - außer der Geheimpolizei. Und Liao Yiwu.

Seit vielen Jahren spürt er Opfer der offiziellen Geschichtsschreibung auf und bringt sie mit viel Geduld zum Reden. Aus dem Rohmaterial dieser Einzelporträts filtert er die Schicksale heraus, macht mit vielfach rekonstruierten und erfundenen Dialogen seine Gegenüber für den Leser lebendig und ihre individuellen Geschichten damit unvergesslich. Wie unendlich langwierig und mühsam dieser literarische Prozess ist, hat er selbst einmal beschrieben: „Sich mit diesen Protagonisten zu treffen, hat nichts besonders Ästhetisches. Das sind ganz ordinäre Menschen, Leute, die streiten, die um ihre Existenz und ums Überleben kämpfen. Das Wunderbare an einer Geschichte macht oft nur wenige Minuten aus, du musst die wesentlichen Sachen herauspicken. Es ist wie in einer dunklen Höhle: Plötzlich entdeckt man ein Licht im Dunkel, ein Mausloch, aus dem zwei kleine, funkelnde Äuglein herausblitzen. Dann will ich nicht mehr weg.“ Und genau darin liegt die erstaunliche Wirkung seiner Literatur: Liao Yiwu gibt seinem Land nicht ein Gesicht, sondern viele, jedes einzigartig. Durch die Fenster seiner Bücher blicken wir auf China - und unzählige Augenpaare starren zurück.

*

Liaos neuestes Buch führt uns wütend, aber auch traurig vor Augen, wie mit jedem Jahr die Blutspuren und die Erinnerungen an 1989 weiter verblassen. „Die Massen, die sich wie von Sinnen in die Umwandlung des Landes gestürzt haben, sind über Nacht so pragmatisch geworden, so einig in ihrer Liebe zum Geld.“ Diese Geschichtsvergessenheit, die Gedächtnis durch Wohlstand ersetzt, prangert Liao Yiwu an. Sträflinge bekommen diesen Mentalitätswandel nach ihrer Entlassung besonders krass zu spüren. Wie

es der Straßenkämpfer Dong Shengkun ausdrückt: „Die Gesellschaft draußen hat sich so gewaltig verändert, die Stadt hat sich so gewaltig verändert, vor allem die Leute haben sich so gewaltig verändert, darauf haben sie uns, die wir zu lange aus der Welt waren, nicht vorbereitet. Wir sind von gestern! Wir sind Abfall! Wir sind vergessen!“

Dafür, dass die Menschen vom 4. Juni nicht vergessen werden, ebenso wenig wie all jene, auf deren Rücken China seine wirtschaftliche und technologische Revolution austrägt, kämpft Liao Yiwu. Unermüdlich notiert er, was die Kommunistische Partei nicht geschrieben sehen will. Wie effizient die vom boomenden Reich der Mitte Ausgegrenzten und Verdrängten stumm gemacht worden sind, lässt sich schon daran ermesen, dass der Autor allein sieben Jahre gebraucht hat, um die Stücke für „Die Kugel und das Opium“ zusammen zu bekommen. Viele Interviews hat er nicht veröffentlichen können, weil die Gesprächspartner im Nachhinein Angst bekamen und ihre Zustimmung zurückzogen; andere wollten die Erinnerung an die alten Zeiten gar nicht erst wieder aufwärmen. Denn damit verbindet sich eine grausame Frage: War es das wirklich wert, der kurze Moment des Aufbegehrens, der die Toten doch nicht wieder lebendig machen konnte, aber für den die meisten ihre ganze Zukunft hingeben mussten?

Um zu erahnen, welchen Repressalien die Gefangenen des Regimes ausgeliefert sein können, lese man die Torturen von Liaos eigener Haftzeit, wie er sie in „Für ein Lied und hundert Lieder“ beschreibt. Geschult an Alexander Solschenizyns „Archipel Gulag“ und diesem in seiner Schockwirkung ebenbürtig, ist das Werk Entwicklungsroman, Passionsgeschichte und Heldenepos in einem. Liao Yiwu beginnt mit seinen Anfängen als Hippie-Dichter, der von Politik nichts wissen wollte und dem die Metaphern in der angestrebten Nachfolge von Walt Whitman und Allen Ginsberg gar nicht grell genug sein konnten. Buchstäblich über Nacht, mit dem Gedicht „Massaker“, wurde aus der Pose dann existentieller Ernst. Als Folge mit Mördern, Verrückten, Räubern und Vergewaltigern auf kleinstem Raum zusammengepfercht, durchwandert er auf seiner Odyssee durch verschiedene Gefängnisse ein Inferno von Schmutz, Hunger und unsäglicher Brutalität. Das Erstaunlichste: obwohl der Inhalt schauriger nicht sein könnte, ist „Für ein Lied und hundert Lieder“

weder hoffnungslos noch pessimistisch. Die großartige Herta Müller, die heute zu Ehren ihres Freundes Liao Yiwu unter uns ist, hat es einmal folgendermaßen beschrieben: „Qual und Gnade bleiben in diesem Buch immer beisammen, sie wissen übereinander Bescheid. Denn der Antrieb beider ist die Selbstbeobachtung. Das Gefängnisbuch Liaos ist eine Kopffinszenierung, die das Erlebte als Selbstgespräch mit allem, was geschehen ist, ins Gedächtnis zurückruft.“

Unter den lebenden Toten und anschreibend gegen Sadismus und Folter, findet Liaos Sprache zu ihrer eigentlichen Größe, wird immer selbstbewusster, bildhafter und sinnlicher. Die Körperlichkeit der Schilderungen Liaos macht vor keinem Detail halt, denn die Narben und Schrunden auf seiner Haut bilden eine überaus konkrete Anklageschrift gegen das fern und abstrakt bleibende Regime. Dabei bleibt auf Hunderten Seiten voller Qual und Schmerz sogar Raum für Humor und feine Ironie. Unter den Häftlingen ist eine umfangreiche „Speisekarte“ von unverdaulichen „Gerichten“ im Umlauf, wie sie sich ein Marquis de Sade nicht perfider hätte ausdenken können. Liao gibt sie fast genüsslich wieder. Bei Menü Nummer 11, „Lammfleischspieße, scharf gewürzt“, handelt es sich beispielsweise um folgende, noch vergleichsweise harmlose Tortur: „Ein in Öl getränkter Baumwollstreifen wird dem zu Bestrafenden um sämtliche Zehen gewickelt, das Streifenende wird angezündet und dann ausgeblasen - es soll langsam verglühen.“

Im Gefängnis spielt Herkunft keine Rolle; hier ist ein Lyriker nicht mehr wert als einer, der seine Frau zerstückelt hat. Doch just an diesem Ort, wo ihm seine „romantische Dichtershaut“ bei lebendigem Leibe abgezogen wird, entwickelt Liao Yiwu jene radikale Poetik, von der er sich selbst niemals ausnimmt: „Um eine Sache genau und aus dem Effeff zu begreifen, muss man sich in sie bohren wie eine Fliege, mit einem widerlichen Sirren, man muss sich in Acht nehmen vor flachen Händen. Aber“, schreibt er, „du machst diesen dreckigen Job, ein Leben lang, wie dieser Arzt aus der Antike, der das Leiden seiner Epoche aus dem Geschmack der Exkremente der Leute diagnostizierte.“

In diesem Sinne ist Liao Yiwus „Für ein Lied und hundert Lieder“ ein atemloser Balanceakt entlang der Schmerzgrenze, dabei frei von jeder

Selbstgerechtigkeit und Heuchelei. Nach zwei Selbstmordversuchen wird die erzwungene Erniedrigung und Verrohung für ihn schließlich noch vor ihrer Schilderung zu einem Weg, Widerstand zu leisten, und das Schreiben darüber, bei allem existentiellen Zweifel an dessen Relevanz, zur letzten Bastion des Selbsterhalts: „Ich, das war ein Speiserest, der von einer formlosen Zunge gedreht wurde, ich wollte nicht verschluckt und verdaut werden, ich streckte die Hand aus, was heißen sollte: ‚Nein!‘“

*

Liao Yiwu hat seine Zeit im Gefängnis später einen seiner vier Lehrmeister genannt. Er, der keine Universität besuchen durfte, aber im Studium des Überlebens gleich mehrere Abschlüsse vorweisen kann, hat all jene Erfahrungen, die ihn fast das Leben gekostet hätten, zu Lektionen seiner schriftstellerischen Arbeit erkoren. Die Kerkerjahre sind sein vierter und hoffentlich letzter Meisterkurs. Die drei anderen: Hunger, die Existenz als Person ohne Aufenthaltsgenehmigung und Obdachlosigkeit.

Seelisch sei er bis heute nicht aus dem Gefängnis herausgekommen, sagt Liao. Äußerlich manifestiert sich das an seinem zwischen Ungeziefer und Krätze gefassten Beschluss, sich nie wieder Haare oder Bart stehen zu lassen. Denn er ist er in den Verliesen, in den Stunden der größten Erniedrigung, eine Wette eingegangen: Koste es, was es wolle, er wird seine „einzigartige Art zu leben“ schriftlich bezeugen – gegen die Regierung. „Wenn ein Einzelner sich auf das Hazardspiel mit dem Staat einlässt, dann sind die Kräfte sehr ungleich verteilt, aber ich muss nicht unbedingt verlieren.“ Doch der Preis, den er dafür zahlen muss, ist hoch: Als er sein Vaterland am 2. Juli 2011 verließ, kam er mit seiner Flucht seiner abermaligen Verhaftung zuvor, mit der man ihm gedroht hatte, falls „Für ein Lied und hundert Lieder“ im Westen erscheinen sollte. Seither lebt der Schriftsteller in unserem Land im Exil.

Liao Yiwu verkörpert den Widerstand aus dem Gedächtnis heraus. Dieser Widerstand basiert auf einem Schrecken, „der auf einer tieferen Ebene angesiedelt ist als das lange Eingesperrtsein und die körperlichen Qualen“. Es ist die Angst davor, vergessen zu werden, umsonst gelebt und gelitten zu haben, die er mit allen Betroffenen des 4. Juni teilt. „Wir hoffen, dass die da draußen sich daran erinnern und es zu

würdigen wissen, dass wir wegen unseres Gewissens, wegen der Gerechtigkeit und der Wahrheit in die Fänge dieser Wirklichkeit geraten sind.“

Mehr noch als der heutigen chinesischen Wirklichkeit gilt seine Anklage der in ihr schwebenden Vergangenheit, die in ständiger Gefahr schwebt, manipuliert zu werden: „Nach den Erfordernissen der Staatsmacht werden, wenn nötig, fundamentalste historische Fakten ununterbrochen geändert, ausgetauscht und beseitigt...Doch die Erinnerung des Einzelnen an seine Demütigung dringt tief in sein Blut, sie beeinflusst instinktiv, was er sagt und wie er sich verhält – eine solche Brandmarkung wischt man sein Leben lang nicht weg.“ Das haben neben Liao Yiwu zahllose politische Gefangene Chinas, darunter so prominente Menschen wie sein Freund, der Friedensnobelpreisträger Liu Xiaobo, oder der Künstler Ai Weiwei, schmerzlich erfahren müssen.

In der Aufmerksamkeit Liao Yiwus für Chinas verdrängte Lebenswelten kommt nicht zuletzt die tiefe Verbundenheit des Autors zu seinem Land, dessen Menschen und Traditionen zum Ausdruck, eine Motivation, die in rein politisch gemünzten Bezeichnungen wie „Regimekritiker“ oder „Dissident“ oft untergeht. Indem er als Poet und Zeitzeuge Einzelschicksale sammelt, stellt Liao Yiwu Würde wieder her, die Würde der Unzähligen, die Chinas Machthaber auf der „Müllhalde“ der Geschichte unbemerkt entsorgen wollten. Damit folgt er seiner tiefen Überzeugung, dass die Menschen viel dringender als jemanden, der im Namen der Geschichte spricht, jemanden brauchen, „der im Namen der Wirklichkeit die Stimme erhebt“. Diese Art Schreiben wird so zu einem Akt der Selbstachtung und damit nicht zuletzt ein Mittel zur Wiedererlangung auch der eigenen Würde. Mit dieser Hoffnung beschließt Liao Yiwu „Für ein Lied und hundert Lieder“. Dass sein Werk weithin gelesen wird, ist die einzige Garantie dafür, dass ihm diese Würde nie wieder genommen werden kann.

Sehr verehrter Liao Yiwu, ich verneige mich vor Ihrem Mut, Ihrer Entschlossenheit und Ihrem Durchhaltevermögen. Möge der Friedenspreis Sie in Ihrer Haltung und Ihrer Arbeit bestärken.

Liao Yiwu

Dieses Imperium muss auseinanderbrechen.

Es war einmal ein neunjähriger Junge namens Lü Peng, der die dritte Klasse der Shunchengjie-Grundschule in Beijing besuchte. Die Neugier trieb ihn dazu, sich in der Nacht vom 3. auf den 4. Juni 1989 hinter dem Rücken seiner Eltern aus dem Haus zu stehlen. Auf den Straßen tobten Krawalle. Lü Peng wurde frontal von einer Kugel getroffen und niedergestreckt. Noch viele andere starben in diesem Augenblick im Kugelhagel. Doch er war der jüngste.

Nach den Augenzeugenberichten einer Gruppe um Ding Zilin, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Ereignisse jener Nacht aufzuklären, war Lü Peng auch das jüngste unter allen Opfern des Tian'anmen-Massakers. Er erlitt einen Brustdurchschuss und starb sofort, an Ort und Stelle. Die Nachricht von seinem Tod verbreitete sich in derselben Nacht wie ein Lauffeuer in Beijing. Unzählige schwärmten wütend auf die Straßen aus, gleich, ob sie schon geschlafen oder eigentlich nichts mit Politik zu tun haben wollten. Sie errichteten Barrikaden, um die Militärfahrzeuge aufzuhalten und schleuderten Molotow-Cocktails und Steine gegen die bis an die Zähne bewaffneten Soldaten, die die Ausgangssperre durchsetzen sollten. Der kleine Lü Peng lag auf einem Pritschenwagen, wie ein Held umringt von zahlreichen Demonstranten. Wortlos erzählte das Bild der Straßen vom Massaker. In jener Nacht konnten zahllose Menschen wegen dieses fremden Kindes ihre Tränen nicht zurückhalten. Wie viele von ihnen wurden damals wohl von einer Sekunde auf die andere vom Staat zu „konterrevolutionären Unruhestiftern“ gestempelt?

Mit einem Wimpernschlag sind 23 Jahre vergangen. In meinem inzwischen auf Deutsch erschienenen Buch *Die Kugel und das Opium* führt Lü Peng die „Liste von 202 Todesopfern des Massakers auf dem Tian'anmen“ an. Er wird für immer neun Jahre alt sein. Ich möchte, dass er niemals vergessen wird. Deshalb hielt ich diese Todesnachricht fest. Heute möchte ich hier allerdings eine andere Todesnachricht verkünden, die Nachricht vom Tode des chinesischen Großreichs. Ein Land, das kleine Kinder massakriert, muss auseinanderbrechen – das entspricht der chinesischen Tradition.

*

Vor mehr als 2500 Jahren sprach unser verehrter Urahn, der Philosoph Laozi, in seinem Werk *Daodejing* häufig von zwei Wesen, die schwach und doch unübertrefflich sind: das eine ist ein neugeborenes Kind, das andere ist das Wasser. Das Neugeborene steht für die Vermehrung der Menschheit und das Wasser für die Ausdehnung der Natur. Ein Kind behüten heißt, die ursprüngliche Energie, das *Qi* der Menschheit zu bewahren. So kommt es in der Praxis der chinesischen Heilkunst Qigong darauf an, sich zuerst von allen störenden Gedanken frei zu machen und die Lebensenergie *Qi* im Unterleib zu sammeln, um in den ursprünglichen Zustand des Embryos im Mutterleib zurückzukehren. Laozi geht einen Schritt weiter, er beschreibt das Bedürfnis der Menschheit nach Heimat, die Rückkehr zur heimatlichen Erde, die für einen alten Menschen so wichtig ist wie die Mutterbrust für den Säugling. Dafür braucht es keine „große Nation“; um dieses elementare Bedürfnis des Menschen zu erfüllen, braucht es vielmehr die Teilung eines Landes in kleine Einheiten. Der Philosoph Laozi war ein Apologet des „Spaltertums“. Die ultimative Utopie ist für ihn der „kleine Staat mit wenigen Einwohnern“. Im gleichnamigen Text heißt es: „Die benachbarten Kleinstaaten liegen so dicht beieinander, dass ihre Bewohner die der Nachbarstaaten sehen, die Hunde der anderen bellen und ihre Hühner gackern hören können. Doch die Leute werden alt und sterben, ohne sich je besucht zu haben.“

Je kleiner ein Land ist, desto leichter lässt es sich regieren. Wäre ein Land nicht größer als ein Dorf, dann könnten seine Bewohner mühelos einen Präsidenten finden, zusammen trinken und zusammen pinkeln, oder gemeinsam über Politik diskutieren. Eine wunderbare Vorstellung. Wenn aus einem fernen Land, vor allem aus einem fernen Land, von dem die Bewohner noch nie gehört haben – das könnte Deutschland sein oder die Vereinigten Staaten – ein fremder Gast auftaucht, dann würde sich die Kunde in Windeseile verbreiten, die Freude wäre groß und es würde eine wunderbare Atmosphäre der Selbstgefälligkeit herrschen. Yao und Shun, die göttlichen Urväter Chinas, pflegten sich in vie-

lerlei Gestalt unter das Volk zu mischen und widmeten sich der Politik mit dem gleichen Engagement wie dem Ackerbau. Dafür zollten ihnen alle großen Denker der chinesischen Geschichte seit Laozi, Zhuangzi, Konfuzius und Menzius Respekt.

*

Das diktatorische chinesische Großreich, mit dem wir es gegenwärtig zu tun haben, bestand ursprünglich, bis zur Zeit der Frühlings- und Herbstperiode und der Streitenden Reiche, aus unzähligen kleinen Splitterstaaten. Zwar erloschen während dieser Zeit niemals die Kriegefeuer und permanent okkupierte oder annektierte ein Staat den anderen. Aber Historiker sind sich dennoch einig, dass es sich um eine bis dato unübertroffen glorreiche Zeit, die Zeit einer nie da gewesenen politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Blüte handelte; nie wieder herrschte eine derartige Rede- und Debattenfreiheit, und Wissenschaft und Kunst eiferten um die Wette. Das geflügelte Wort vom „Wettstreit der hundert Schulen“ bezieht sich auf diese Zeit. Und heute? Heute geht die Kommunistische Partei, nachdem sie sämtliche Traditionen auf den Kopf gestellt hat, hin und usurpiert und verdreht schamlos das geistige Erbe vom „Wettstreit der hundert Schulen“ und errichtet in aller Welt Konfuziusinstitute. Haben die ihre Klassiker nicht gelesen? Wissen die nicht, dass Konfuzius kein „Nationalchinese“ war, sondern ein Bewohner des kleinen Staates Lu? Konfuzius war 56 Jahre alt, als er sich mit dem Fürsten seines Staates in politischen Fragen anlegte. Um sein Leben fürchtend, ergriff er Hals über Kopf die Flucht, um danach sein Dasein im Exil zu fristen und auf seinen Wanderungen eine ganze Reihe von Staaten zu durchstreifen. Erst mit 70 Jahren war es ihm vergönnt, in seine Heimat zurück zu kehren. So gesehen, sollte doch Konfuzius als geistiger Urvater der politisch Verfolgten gelten, und was sich heute „Konfuzius-Institut“ nennt, müsste im Grunde den Namen „Konfuzius Exilanten Institut“ tragen.

Ein ähnliches Beispiel ist der Dichter Qu Yuan, ein prominenter Querdenker aus der Spätzeit der Streitenden Reiche. Enttäuscht und verzweifelt, weil sein Heimatstaat Chu von dem vom Gedanken des „einen Reichs unter dem Himmel“ besessenen König von Qin usurpiert wurde, stürzte er sich, bevor sein „Land zerstört und die Familie zerstreut“ war, in den Fluss

Miluo und ertrank. Qu Yuan hinterließ unzählige einflussreiche Gedichte voller Heimatliebe, die bis heute jeder Chinese auswendig kennt. Die wahre Heimat dieses Dichters ist die Gegend um den Dongting-See in der Provinz Hunan und nicht etwa das durch blutige Annexion und großes Leid geschaffene chinesische Großreich, in dem so viele Gebiete und Völker zwangshalber aneinander gekettet sind. „So lang der Weg sein mag, ich werde nicht aufhören, nach allen Seiten hin zu forschen und zu suchen“. Zum Gedenken an diesen unbeugsamen Künstler existiert bis heute der volkstümliche Brauch, an Qu Yuans Todestag das Drachenbootfest zu feiern. Alljährlich besteigt man zu diesem „Wasserfest“ die Drachenboote, rudert durch die Wellen um die Wette, und wirft Zongzi, eine kulinarische Spezialität des Staates Chu, ins Wasser – auf dass Qu Yuans Seele sie sich schmecken lasse.

*

Das dem Namen nach vereinte chinesische Großreich zog gewaltige Blutspuren durch die Geschichte. Unübertroffen in punkto Grausamkeit war der erste Reichseiniger Qin Shihuang, der sein Leben lang nach allen Himmelsrichtungen Kriege führte und sich Nachbarstaaten einverleibte, um sein Territorium zu vergrößern. Es heißt, die Bevölkerung dieses Territoriums habe sich unter seiner Herrschaft um zwei Drittel reduziert. Der Name des ersten Kaisers von Qin wird auf ewig für zwei seiner Großtaten zum Himmel stinken: den Bau der Großen Mauer und die Verbrennung von Büchern, die mit dem Mord an den Gelehrten einherging. Die Errichtung der Großen Mauer sollte das Volk vom Kontakt mit der Außenwelt abhalten und China zu einem ultimativen Gefängnis machen. Zu diesem Zweck wurde das ganze Land in diesem Großprojekt zu Sklavenarbeit gezwungen. Die Verbrennung von Büchern und der Mord an den Gelehrten wiederum sollten das Volk von seiner eigenen Tradition scheiden. Listig hatte der Kaiser von Qin einen „Aufruf an alle Gelehrten“ veröffentlicht, mit dem er 460 Philosophen aus allen Landesteilen in die Hauptstadt lockte, nur um sie dann bei lebendigem Leib begraben zu lassen – und noch dazu die klassischen Werke aus hunderten von Jahren samt und sonders zu verbrennen. Zweitausend Jahre später erntete er von einem neuen Despoten namens Mao Zedong großes Lob. Der rühmte sich: Qin Shihuang hat gerade einmal 460 Konfuzianer unter die Erde gebracht, wir dagegen haben es gleich mit Zehn-

tausenden von Konterrevolutionären aufgenommen. Da kann ein Qin Shihuang nicht mithalten.

Mao Zedong untertrieb. Laut den historischen Aufzeichnungen bemühte sich die Kommunistische Partei beim Aufbau des neuen China beflissen, es dem ersten Kaiser von Qin gleich zu tun und das Volk bestmöglich von all seinen Traditionen zu entzweien. Mitten in der zunächst friedlichen Landreform wurde plötzlich dazu aufgerufen, die ausbeuterische Klasse zu eliminieren, und mehr als zwei Millionen Grundbesitzer, Landjunker und Vertreter der Volkskommunen wurden erschossen. Das bedeutete die Auslöschung der intellektuellen Schicht der Landbevölkerung, deren Großteil sich ohnehin bereits den neuen Landesherrn ergeben hatte. Doch die Kommunisten unterstellten ihnen „dunkle Machenschaften“; man meinte wohl, ihre störrischen alten Köpfe könne man nicht mehr in zeitgemäße neue Köpfe verwandeln.

Menschen morden. Das war die Methode, um das Fundament des neuen Staates zu legen. Darüber herrschte eine stillschweigende Übereinkunft von Mao Zedong bis Deng Xiaoping. Während der großen Hungersnot zwischen 1959 und 1962 verhungerten im ganzen Land beinahe 40 Millionen Menschen. Kaum begann Mao Zedong deshalb um seine Macht zu fürchten, blies er zum Kampf gegen reale und irreale Feinde und verpasste dem Volk eine Gehirnwäsche; während der Kulturrevolution zwischen 1966 und 1976 wurden zwei bis vier Millionen Menschen zu Tode gefoltert; Mao hatte abermals um seinen Thron gefürchtet, also hieß es, noch stärker zum Angriff gegen die Feinde zu blasen und dem Volk noch mehr das Gehirn zu waschen. Der Große Vorsitzende ermahnte das Volk bei jeder Gelegenheit, dass nichts, selbst tödliche Katastrophen nicht, so schlimm sei wie „die Spaltung des Volkes, der Verlust der Partei und der Nation“. Und das Volk ergab sich und versank demütig in einen Abgrund des Leids. Nicht viel anders fielen die Mahnungen Lenins, Stalins, Hitlers, Ceaucescus, Kim Jong Ils, Saddam Husseins oder Gaddhafis an ihr Volk aus. Tyrannenrhetorik. Ein vereintes Reich und territoriale Geschlossenheit – so sieht die endgültige Trumpfkarte der Diktatur aus. Wie viele Verbrechen wurden offen im Namen dieser Ziele begangen?

*

Im Juni 1989 sah die Kommunistische Partei ihre Macht erneut in Gefahr und setzte gut

200.000 Soldaten ein, um die Stadt Beijing zu massakrieren. Während dort gepanzerte Militärfahrzeuge durch die Straßen fuhren und sich das Donnern der Gewehrsalven in der ganzen Welt vernehmen ließ, kauerte im fernen Chengdu, der Hauptstadt der Provinz Sichuan, ein Dichter zwischen einem Haufen alter Bücher und las in den Schriften des Philosophen Zhuangzi.

Nur einen Wimpernschlag scheint es her zu sein, dass ich wegen der Verbreitung meines Gedichts „Massaker“ nach jener Nacht ins Gefängnis und wieder heraus wanderte ... Einmal traf ich auf einen anderen alten Schriftsteller namens Liu Shahe, der 1957, lange vor meiner Geburt, ebenfalls wegen eines Gedichts von Mao Zedong der „Verunglimpfung der Partei“ verdächtigt, zum Feind erklärt und ins Gefängnis geworfen wurde. Er sagte zu mir: Die Wunden, die einem ein solcher Schicksalsschlag zufügt, verheilen nie. Wir sind nun keine Dichter mehr, wir sind zu Zeugen der Geschichte geworden. Er zitierte eine Geschichte aus dem Werk Zhuangzis, auch er ein Zeitzeuge wie wir:

Es war einmal in einem vom Feind umzingelten Staat namens Jia. Die Angreifer rückten immer näher. Schon bald hatten sie die Hauptstadt eingenommen, und den Bewohnern blieb nur die Flucht vor den mordenden und brandschatzenden Horden. Unter der fliehenden Menge befand sich auch ein alter Eremit namens Lin Hui. In seiner Brust barg er ein riesiges, äußerst wertvolles Jadestück. Plötzlich drang aus den Ruinen am Rande der Straße das Schreien eines Neugeborenen. Die Menge hielt erschrocken inne. Doch die Truppen waren ihnen auf den Fersen, schon gellten die Schlachtrufe in ihren Ohren und panisch rannten sie weiter um ihr Leben. Nur Lin Hui hielt in seinem Lauf an und bückte sich, um das Kind aufzuheben. Das edle Jadestück vor seiner Brust war jedoch so groß und schwer, dass er das Kind unmöglich tragen konnte, ohne die Jade abzulegen. Er zögerte nicht und entschied sich für das Kind, zum Erstaunen aller, die ihn einen Dummkopf nannten. Wie kannst Du auf deinen Schatz verzichten und dir ein Leben voller Plackerei aufbürden?, fragten sie. Lin Huis Antwort war: Es ist der Wille des Himmels.

*

Der Wille des Himmels: das heißt, die Wahrheit für die zukünftigen Generationen zu bewahren. Der Aufstieg und Fall von Staaten, die Teil

lung und Wiedervereinigung von Territorien mögen in die Geschichtsschroniken eingehen; der Wille des Himmels überdauert alles. Dieses wahre Erbe unserer Geschichte liegt, wenn Flüsse und Berge vergehen, wenn ein Mao Zedong und ein Deng Xiaoping zum Morden aufrufen, vergessen in Ruinen, wie das Neugeborene, von dem Laozi und Zhuangzi schreiben, und weint hilflos vor sich hin. Es braucht einen, der sich der Tradition verpflichtet fühlt wie der Eremit Lin Hui, der allem Profit, den er jetzt oder in Zukunft sein Eigen nennen mag, entsagt und sich bückt, um dieses Kind mitzunehmen auf der Flucht vor dem Tod, es geduldig großzieht und an seiner Erziehung feilt, bis sein Verstand soweit geschärft ist, dass es zu einem Bewahrer der Erinnerung werden kann und im Verborgenen mit der Tradition der Aufzeichnung der Wahrheit fortfährt.

Auch ich setze die Tradition des Erinnerns fort. Ich will auf Chinesisch, auf Englisch oder Deutsch meine Aufzeichnungen über die Opfer des Massakers mit der Menschheit teilen; und auch meine Überlegungen bezüglich des Auseinanderbrechens des chinesischen Reiches. Ich weiß nicht, wie viele Jahre es noch dauern wird, bis ich in das Land meiner geliebten Urväter zurückkehren kann. Daher will ich ihnen hier, in dieser ehrwürdigen Paulskirche, vor der versammelten Elite Deutschlands einen vorzeitigen Tribut zollen. Besonders Meister Sima Qian, dem Altehrwürdigsten dieser Zunft, den die Machthaber kastrieren ließen, weil er sich in einer anderen Zeit der Scheinheiligkeit - der der Westlichen Han-Dynastie - der Wahrheit annahm, die wie ein fragiles Waisenkind bei ihm Schutz suchte. Sein Körper konnte sich nun nicht mehr fortpflanzen; seine Seele aber trotzte dieser Schmach. Sein großes historisches Werk *Shiji*, die „Aufzeichnungen des Historikers“, hat mich zusammen mit einem anderen großen Werk, dem von König Wen von Zhou verfassten *Yijing*, auf meiner Flucht vor der chinesischen Diktatur begleitet.

*

Es besteht in der Geschichte stets ein enger Zusammenhang zwischen Kindern und der Wahrheit. Eine Dynastie, die so verkommen ist, dass sie Kinder massakriert und die Wahrheit foltert, deren Tage sind gezählt. Doch der gerissene Tyrann Deng Xiaoping griff zu einem Trick und begab sich im Frühjahr 1992 auf eine histo-

rische Reise in den Süden, nach Shenzhen, wo er zur Rettung seiner Partei und der politischen Krise die Öffnung des chinesischen Marktes verkündete. Ich möchte hier noch einmal wiederholen, was ich bereits in „Die Kugel und das Opium“ über das China der Gegenwart geschrieben habe. Ein China, in dem ich mich im eigenen Land heimatlos fühlte. Das Elend wurde immer schlimmer und die Menschen stumpften immer weiter ab, während die chinesische Wirtschaft zunehmend florierte.

Weltweit ist man der Ansicht, der wirtschaftliche Aufschwung Chinas werde zwangsläufig politische Reformen nach sich ziehen und aus einer Diktatur eine Demokratie machen. Deshalb wollen jetzt all die Staaten, die dereinst wegen des Tian'anmen-Massakers Sanktionen gegen China verhängten, die ersten sein, die den Henkern die Hand schütteln und mit ihnen Geschäfte machen. Obwohl dieselben Henker noch immer Menschen inhaftieren und umbringen, immer neue Blutflecken zu den alten hinzukommen und neue Gräueltaten die alten armselig aussehen lassen. Die einfachen Leute, die zwischen Blut und Grausamkeit ihr Dasein fristen müssen, verlieren dabei auch noch den letzten Rest Anstand.

Elend und Schamlosigkeit bedingen sich wechselseitig. Sie bestimmen unsere Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Nach dem Tian'anmen-Massaker setzte sich die blutige Unterdrückung fort, gegen die Angehörigen der Opfer des Massakers, gegen Qigong-Gruppen, Falun-Gong, die Demokratische Liga Chinas, Beschwerdeführer, enteignete Bauern, Arbeitslose, Anwälte, Undergroundkirchen, Dissidenten, die Opfer des Erdbebens von Sichuan, die Unterzeichner der Charta 08, Anhänger der Jasminrevolution, Tibeter, Uiguren und Mongolen - die Fälle häufen sich und die Tyrannei geht auf hohem Niveau weiter. Beim ersten Mord mögen noch die Hände zittern, aber je mehr man tötet, desto mehr ist man sich schuldig und umso behänder schwingt man das Schwert - und mit jedem Todesstreich steigen die Bilanzen der Wirtschaft nur immer höher. Man könnte sagen: ohne das Tian'anmen-Massaker keine Reformpolitik, die uns lehrte, statt unser Land das Geld zu lieben. Ohne die dunklen Machenschaften korrupter Spekulanten keine rasante Expansion der Städte, keine leer stehenden Immobilien und keine wegen minderwertiger Bauprojekte verjagten oder geflohenen Beamten und elende Profitgeier.

Die Henker triumphieren, weil das ganze Land zu ihrem Sklaven geworden ist. Es wird willkürlich geplündert, verwüstet, die Erschütterungen gehen bis ins Mark. Und zu den ausländischen Investoren wird gesagt: Immer hereinspaziert, kommt und errichtet bei uns Fabriken, macht Geschäfte, baut Hochhäuser und knüpft Netzwerke, solange ihr nicht den Finger in die Wunde legt und über Menschenrechte sprechen wollt, könnt ihr tun und lassen, was euch beliebt. Bei euch mag es Gesetze geben und eine öffentliche Meinung, aber hier könnt ihr euch mit uns im Schlamm suhlen. Kommt und verschmutzt unsere Flüsse, verpestet unsere Luft, vergiftet unser Essen und unser Grundwasser; kommt und bedient euch unserer billigen Arbeitskräfte und lasst sie Tag und Nacht wie Maschinen am Fließband schuffen. Je mehr ihr dafür sorgt, dass sich die Chinesen durch die Umweltverschmutzung körperliche und seelische Krebsgeschwüre zuziehen, desto höher wird euer Profit sein. In dieser größten Müllkippe der Welt stecken die besten Geschäftsmöglichkeiten.

Unter dem Deckmantel des freien Handels machen westliche Konsortien mit den Henkern gemeinsame Sache, häufen Dreck an. Der Einfluss dieses Wertesystems des Drecks, das den Profit über alles stellt, nimmt weltweit überhand. Wer in China über Geld und Beziehungen verfügt, lässt sein gebeuteltes und vergiftetes Land einfach hinter sich und geht ins Ausland, wo er sich in einer sauberen Umgebung sonnt und Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit genießt. Vielleicht tritt er sogar in die Kirche ein, um den von anderen Diktatoren der Geschichte ans Kreuz genagelten Jesus um Vergebung seiner Sünden zu bitten.

Immer mehr Chinesen werden feststellen, dass es auch im demokratischen Westen weder Gerechtigkeit noch Gleichheit gibt und auch dort habgierige Funktionäre und andere Profitgeier sich schamlos nach dem Muster „dem Sieger gehört die Beute“ verhalten. Und so werden sie bald alle diesem Beispiel folgen, und in einer nicht allzu fernen Zukunft wird es an allen Ecken der Welt voll von chinesischen Betrügern sein, die um jeden Preis ihre Heimat verlassen wollen.

Das Wertesystem dieses Imperiums ist längst in sich kollabiert und wird nur noch vom Profitdenken zusammengehalten. Gleichwohl ist diese üble Fessel des Profits so weit reichend und

verschlungen, dass sich die freie Welt der wirtschaftlichen Globalisierung noch ausweglos in ihr verheddern wird.

*

Seit jener Nacht, in der es vor 23 Jahren ein Blutbad angerichtet hat, ist das Schicksal dieses Reichs jedoch besiegelt: Es muss auseinanderbrechen. Die vom neunjährigen Lü Peng angeführte Liste der Opfer des Massakers und der von Ding Zilin angeführte Widerstand der Mütter vom Tian'anmen werden zu einem epochalen Lehrstück werden. Der vor nicht allzu langer Zeit verstorbene Václav Havel sprach einmal von der Macht der Machtlosen. Das einzige, das den verzweifelten Machtlosen Chinas unter wechselnden Diktatoren bleibt, ist die mündliche Überlieferung der Wahrheit – auch das steht ganz in unserer Tradition. Als der erste Kaiser von Qin die Große Mauer errichten ließ und sich dabei nicht um den Tod der Arbeiter scherte, griff das machtlose Volk zu der bis heute überlieferten Parabel „Die junge Meng Jiang weint an der Großen Mauer“, um ihn auf ewig zu verfluchen. Die Große Mauer mag bis heute als beliebtes Touristenziel fortbestehen, in der Geschichte von Meng Jiang ist sie längst unter den Tränen einer jungen Frau eingestürzt.

Konfuzius stand einst an einem reißenden Strom und musste tief seufzen – ein Sinnbild für die schmerzlichen Erinnerungen an vergangene Zeiten und ein Sinnbild für den Schmerz angesichts der folgenden Todesnachrichten: Am 21. Juni 2003 verhungerte im Bezirk Jintang der Stadt Chengdu ein dreijähriges Mädchen namens Li Siyi. Ihre Mutter war wegen des Verdachts auf Drogenmissbrauch festgenommen und für siebzehn Tage inhaftiert worden. Das kleine Mädchen überließ man einfach seinem Schicksal. Am 13. Oktober 2011 wurde die zweijährige Wang Yue in der Stadt Fushan, Provinz Guangdong, von einem Auto erfasst und blieb auf der Straße liegen. Das Mädchen lebte noch. Zwei weitere Lastwagen überrollten es. Auf Videos, die Augenzeugen mit ihren Handys aufnahmen und ins Internet stellten, sieht man, wie sieben Minuten vergingen, in denen achtzehn Personen achtlos und ohne Hilfe zu leisten an dem Mädchen vorüberliefen. Schließlich nahm sich ihr eine alte Müllsammlerin an und brachte sie ins Krankenhaus, wo sie starb.

Blut erkaltet schnell, und Herzen verhärten. Doch im Falle des neunjährigen Lü Peng kochte

uns damals noch lange das Blut in den Adern.

Sieht so das Verhalten der modernen Chinesen aus, denen die Henker mit ihrer Wirtschaftstaktik das Gehirn gewaschen haben? Doch wer sind „die Chinesen“? In China ist man es gewohnt zu sagen: Ich bin aus Sichuan, ich bin aus Sha’anxi, ich bin aus Guangdong oder ich bin aus Beijing. Und die Chinesen, die wie ich im Ausland leben, sagen, ich bin aus Amerika, ich bin aus Deutschland, ich bin aus Tibet, ich bin aus Rumänien. Wenn jemand aus Taiwan zu mir sagt, ihr Chinesen habt doch alle so eine Herrenmentalität, dann würde ich antworten: Das China, von dem du redest, hat mit meinem Sichuan nicht zu tun.

In der Nacht meiner Flucht aus China unterhielt ich mich mit einem Bewohner der Grenzregion der Provinz Yunnan. Er sagte zu mir: Yunnan ist etwas anderes als Sichuan, unsereins ist schneller außer Landes als ihr aus eurer Provinz rauskommt, im Handumdrehen sind wir auf eine Tasse Tee in Vietnam, Laos oder Burma. Es wäre viel praktischer, wenn Yunnan, Vietnam, Laos und Burma ein Land würden, einfacher jedenfalls, als eine Reise ins ferne Beijing oder Shanghai, das ist eine völlig andere Welt. Ich meinte zu ihm, du redest ja wie ein Landesverräter. Würdest so einfach dein Land verkaufen? Mit wie viel Kilo wiegt man so ein Land auf?, fragte er. Kann man das verkaufen?

Im Altertum waren Tibet, Xinjiang, die Mongolei oder Taiwan für China Ausland. Als in der Tang-Dynastie Prinzessin Wencheng nach Tubo,

dem damaligen Tibet, verheiratet wurde, war das eine ebensolche Sensation wie die Hochzeit einer jungen Frau aus Shanghai in der Republikzeit mit einem Amerikaner. Warum müssen sich Tibeter heutzutage immer wieder öffentlich verbrennen? Könnte Tibet einfach ein freies Land sein, das Grenzen mit Sichuan und Yunnan teilt, und nicht von einer fernen Diktatur in Beijing unterdrückt wird, dann würde niemand aus diesem lebensfrohen Volk des Hochplateaus je einen Grund haben, sich ein solches Leid anzutun.

Dieses menschenverachtende Imperium mit den blutigen Händen, die Ursache für so viel Leid in der Welt, dieser unendlich große Müllhaufen muss auseinanderbrechen.

Damit keine unschuldigen Kinder mehr sterben, muss es auseinanderbrechen.

Damit keine Mutter mehr schuldlos ihr Kind verliert, muss es auseinanderbrechen.

Damit die hilf- und heimatlosen Wanderarbeiter Chinas nicht mehr als Sklaven der Welt schufteten müssen, muss es auseinanderbrechen.

Damit wir endlich in die Heimat unserer Ahnen zurückkehren und in Zukunft über ihr Erbe und ihre Gräber wachen können, muss es auseinanderbrechen.

Dieses Großreich muss auseinanderbrechen, für den Frieden und die Seelenruhe der ganzen Menschheit – und für die Mütter auf dem Tian’anmen, für die ich das folgende Lied geschrieben habe.

Aus dem Chinesischen übersetzt von Karin Betz.

Die Mütter von Tian’anmen

Mein Kind
Wie geht es dir im Paradies?
Das Herz deiner Mutter
Blüht längst auf offenem Feld.
Verhallt sind die Schüsse, das Blut getrocknet,
Mein Kind
Komm schnell aus diesem Traum zurück.

Mein Kind
Friert es dich im Jenseits?
Dicht fallen die Schneeflocken,
Und färben das Haar deiner Mutter weiß.
Die Ströme fließen, aber die Tränen sind ver-

siegt.
Mein Kind,
Bist du im Jenseits einsam?

Mutter,
Mit wem sprichst du dort vor dem Fenster?
Bitte wärme dein Kind
Mit dem Licht der Laterne.
Endlos ist die Welt der Menschen, zartgrün das
Gras auf den Gräbern.
Mutter,
Was nutzt dein Klagen?

Die Reden, die am 14. Oktober 2012 aus Anlass der Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels an Liao Yiwu in der Paulskirche zu Frankfurt am Main gehalten werden, sind urheberrechtlich geschützt. Das dreisprachige (deutsch/englisch/teilweise chinesisch) Buch mit den Reden von der Friedenspreisverleihung und weiteren Informationen zum Friedenspreisträger Liao Yiwu erscheint am 29. Oktober 2012 und kostet 14,90 €. Es ist im Buchhandel erhältlich oder kann unter serviceline@mhb-online.de , 069/1306-550 bestellt werden.

Kontakt

Börsenverein des Deutschen Buchhandels e.V.
Geschäftsstelle Friedenspreis des Deutschen Buchhandels - Martin Schult
Schiffbauerdamm 5, 10117 Berlin
Tel. 030/2800 783-44, Fax 030/2800 783-50
Mail: m.schult@boev.de
Internet: www.friedenspreis-des-deutschen-buchhandels.de

Die Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels und ihre Laudatoren

1950	Max Tau - Adolf Grimme	1980	Ernesto Cardenal - Johann Baptist Metz
1951	Albert Schweitzer - Theodor Heuss	1981	Lew Kopelew - Marion Gräfin Dönhoff
1952	Romano Guardini - Ernst Reuter	1982	George Kennan - Carl F. von Weizsäcker
1953	Martin Buber - Albrecht Goes	1883	Manès Sperber - Siegfried Lenz
1954	Carl J. Burckhardt - Theodor Heuss	1984	Octavio Paz - Richard von Weizsäcker
1955	Hermann Hesse - Richard Benz	1985	Teddy Kollek - Manfred Rommel
1956	Reinhold Schneider - Werner Bergengruen	1986	Władysław Bartoszewski - Hans Maier
1957	Thornton Wilder - Carl J. Burckhardt	1987	Hans Jonas - Robert Spaemann
1958	Karl Jaspers - Hannah Arendt	1988	Siegfried Lenz - Yohanan Meroz
1959	Theodor Heuss - Benno Reifenberg	1989	Václav Havel - André Glucksmann
1960	Victor Gollancz - Heinrich Lübke	1990	Karl Dedecius - Heinrich Olschowsky
1961	Sarvepalli Radhakrishnan - Ernst Benz	1991	György Konrád - Jorge Semprún
1962	Paul Tillich - Otto Dibelius	1992	Amos Oz - Siegfried Lenz
1963	Carl F. von Weizsäcker - Georg Picht	1993	Friedrich Schorlemmer - Richard von Weizsäcker
1964	Gabriel Marcel - Carlo Schmid	1994	Jorge Semprún - Wolf Lepenies
1965	Nelly Sachs - Werner Weber	1995	Annemarie Schimmel - Roman Herzog
1966	Kardinal Bea/Visser 't Hooft - Paul Mikat	1996	Mario Vargas Llosa - Jorge Semprún
1967	Ernst Bloch - Werner Maihofer	1997	Yaşar Kemal - Günter Grass
1968	Léopold Sédar Senghor - François Bondy	1998	Martin Walser - Frank Schirrmacher
1969	Alexander Mitscherlich - Heinz Kohut	1999	Fritz Stern - Bronislaw Geremek
1970	Alva und Gunnar Myrdal - Karl Kaiser	2000	Assia Djebar - Barbara Frischmuth
1971	Marion Gräfin Dönhoff - Alfred Grosser	2001	Jürgen Habermas - Jan Philipp Reemtsma
1972	Janusz Korczak - Hartmut von Hentig	2002	Chinua Achebe - Theodor Berchem
1973	The Club of Rome - Nello Celio	2003	Susan Sontag - Ivan Nagel
1974	Frère Roger - (keine Laudatio)	2004	Péter Esterházy - Michael Naumann
1975	Alfred Grosser - Paul Frank	2005	Orhan Pamuk - Joachim Sartorius
1976	Max Frisch - Hartmut von Hentig	2006	Wolf Lepenies - Andrei Pleşu
1977	Leszek Kołakowski - Gesine Schwan	2007	Saul Friedländer - Wolfgang Frühwald
1978	Astrid Lindgren - H.-C. Kirsch, G. U. Becker	2008	Anselm Kiefer - Werner Spies
1979	Yehudi Menuhin - Pierre Bertaux	2009	Claudio Magris - Karl Schlögel
		2010	David Grossman - Joachim Gauck
		2011	Boualem Sansal - Peter von Matt
		2012	Liao Yiwu - Felicitas von Lovenberg